

*Im Knaur Taschenbuch Verlag ist bereits
folgendes Buch des Autors erschienen:*
Crime Machine

Über den Autor:

Howard Linskey, geboren 1967 in Ferryhill in der nordenglischen Grafschaft Durham, hat schon als Barkeeper, Catering Manager und Marketing Manager gearbeitet sowie als Journalist. Er schreibt für verschiedene britische Tageszeitungen, Zeitschriften und Websites. Mit seiner Familie lebt er in Hertfordshire nördlich von London. Sein Debüt *Crime Machine* wurde von der Kritik in Großbritannien, den USA und Deutschland hoch gelobt.

Weitere Informationen unter www.howardlinskey.com

Howard Linskey

Gangland

Thriller

Aus dem Englischen
von Conny Lösch

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»The Damage« bei No Exit Press, Harpenden, Großbritannien.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Juli 2014
Knaur Taschenbuch
© 2012 Howard Linskey
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2014 Knaur Taschenbuch. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: plainpicture/Bildhuset/Johan Strindberg;
FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51397-2

2 4 5 3 1

Für Erin & Alison, wie es sich gehört.

Prolog

Glasgow

Die Leiche saß aufrecht auf einer Parkbank. Den Kopf im Nacken, die Arme weit ausgebreitet, als hätte das Opfer vor dem tödlichen Treffer noch schnell jemanden umarmen wollen. Die Kugel war durch das weiche Gewebe des rechten Auges gedrungen, hatte das Gesicht ansonsten aber unversehrt gelassen. Wäre das dunkle blutige Loch nicht gewesen – dort, wo einst der Augapfel saß –, hätte man glauben können, der Mann würde ein Schläfchen halten. Von hinten bot sich allerdings ein anderes Bild. Das großkalibrige Geschoss war auf wenig Widerstand gestoßen und hatte den Schädel des Mannes durchschlagen, ihm den Hinterkopf weggerissen, ebenso wie einen Großteil seines Gehirns. Die Austrittswunde war eine klaffende, matschige und blutige Schweinerei von der Größe einer Grapefruit.

Die Detective Constables Jason Narey und Eamon Walker waren die ersten Polizisten am Tatort, und Narey schreckte zurück, als er das Ausmaß der Verwüstung erkannte. Das einzig Positive an dieser Art zu sterben war, dass man absolut nichts davon mitbekam, überlegte Narey. Eben war man noch quietschlebig und in der nächsten Sekunde schon tot, schneller als ein Fingerschnippen ging das.

Ein seltsamer Anblick. Die meisten Erschossenen lagen auf

dem Boden. Dieser hier saß noch auf der Holzbank, auf der er gegessen hatte, als die Kugel ihn erwischte und alle um ihn herum hysterisch kreischend aus dem Park gerannt waren. Jemand hatte die Geistesgegenwart besessen, umgehend die Strathclyde Police zu verständigen und zu melden, dass der Sandyhills Sniper erneut zugeschlagen hatte. Wie es der Zufall wollte, waren Walker und Narey in der Nähe, gingen einer Spur in einem anderen Fall nach, waren daher als Erste am Tatort. Und soweit Narey erkennen konnte, gab es hier nichts, was der Einschätzung des Anrufers widersprach. Alles wies darauf hin, dass der gesuchte Heckenschütze hinter dem Mord steckte.

Der städtische Park war jetzt, abgesehen von den beiden Beamten und dem Ermordeten, gespenstisch leer. Die Detectives hatten sich zunächst nur sehr vorsichtig genähert, obwohl sie wussten, dass der Mörder längst weg sein musste. Das war die typische Vorgehensweise des Sandyhills Sniper. Er legte sich auf die Lauer, wählte ein Ziel in der Ferne, vorzugsweise jemanden in einer Menschenmenge, um maximale Hysterie auszulösen, dann schlug er zu. Drei Morde an anscheinend willkürlich gewählten und vollkommen unschuldigen Opfern hatte er bereits auf dem Gewissen. Kaum war der Schuss gefallen, löste sich der Sniper in Luft auf, hinterließ keinerlei verwertbare Spuren, nicht einmal eine leere Patronenhülse. Das einzige echte Beweismittel war die Kugel selbst, die den Körper des Opfers jedes Mal wieder verließ und im nächstbesten soliden Gegenstand stecken blieb.

Die Kollegen von der Ballistik hatten bei den früheren Tötungsdelikten 308er Munition sichergestellt, und Narey hatte keinen Anlass, daran zu zweifeln, dass ein entsprechendes Kaliber im Gestrüpp unweit dieses armen Teufels gefunden werden würde.

Beide Männer hatten bereits einen flüchtigen Blick auf das Opfer geworfen, und man musste nicht Medizin studiert haben, um zu erkennen, dass ihm nicht mehr zu helfen war. Sie zogen sich also zurück, blieben mit einigem Abstand jeweils auf einer Seite der Leiche stehen, um den Tatort vor nervigen Passanten und profilierungssüchtigen Journalisten abzuschirmen, bis die Kollegen von der Spurensicherung eintreffen würden.

Narey hatte eine Stelle zwischen ein paar Bäumen gewählt, nur für alle Fälle. Der Sniper mochte zwar längst weg sein, aber zwölf Jahre Polizeidienst hatten ihn Vorsicht gelehrt. Von seinem Beobachtungsposten aus hatte Narey das Opfer bestens im Blick. Der Tote sah aus, als würde er einen Rausch ausschlafen, aber die gallertartige Hirnmasse, die an der Mauer hinter ihm klebte, erzählte eine andere Geschichte.

»Arme Sau«, sagte Narey.

»Ich möchte nicht in der Haut desjenigen stecken, der das sauber machen muss«, rief Walker von seinem Posten auf der anderen Seite der Freifläche herüber, »jedenfalls hat sich die arme Sau den falschen Tag für einen Spaziergang im Park ausgesucht.«

Dem konnte Narey nicht widersprechen. Wäre der Mann an jenem Nachmittag zu Hause geblieben oder einkaufen gegangen, wäre er jetzt noch am Leben, denn das vorliegende Verbrechen hätte kaum willkürlicher sein können.

Der Mann auf der Bank sah aus wie Anfang vierzig, wirkte für diesen Teil Glasgows auch einigermaßen seriös, war in T-Shirt und Armeehose aber lässig gekleidet.

Narey fragte sich, ob der Tote eine Frau hatte. Wahrscheinlich auch Kinder und Freunde, Kollegen, Kneipenkumpels, und alle würden sie vor Schreck erstarren, wenn sie erfuh-

ren, was ihm zugestoßen war. Er hatte das Pech, das vierte, vollkommen beliebige Opfer des Sandyhills Sniper zu sein. Die unmotivierten Morde an wahllos ausgesuchten Opfern hatten Glasgow in eine Art Schockstarre versetzt. Die Menschen fürchteten sich, auf die Straße zu gehen oder zur Arbeit zu erscheinen, und sogar die Kneipen hatten Umsatzeinbußen zu verzeichnen.

Die Presse stocherte wie immer in offenen Wunden: »Polizei ratlos« war noch eine der freundlicheren Schlagzeilen gewesen, gefolgt von der Unterüberschrift »Kriminalbeamte schließen weitere Morde nicht aus«. Als ließen sich Morde überhaupt je ausschließen. Und jetzt gab es ein viertes Opfer, ein gefundenes Fressen für die Boulevardblätter. Scheißjournalisten, etwas Besseres, als sich lustig zu machen, fielen nicht ein. Am liebsten würde er sie selbst auf die Suche nach dem Täter ansetzen, mal sehen, wie weit sie kämen. Keinen blassen Schimmer hätten die, keiner von denen.

Alle hatten eine Heidenangst vor diesem Killer, schon deshalb, weil es wirklich jeden treffen konnte. Dem Sniper war es egal, wen er tötete. Zuerst hatte es einen Lkw-Fahrer erwischt, der an einer gut besuchten Tankstelle in Sandyhills getankt hatte, weshalb die Presse den Killer »Sandyhills Sniper« taufte, obwohl er sich anschließend auch Opfer in anderen Stadtteilen suchte. Als Nächstes war eine Geschäftsfrau mittleren Alters erschossen worden, die zu Fuß in der abendlichen Rushhour nach Hause geeilt war, wenig später musste ein junger Mann dran glauben, der mit seinem Fahrrad unterwegs war, um sich seine Prüfungsergebnisse abzuholen; natürlich hatte er ausschließlich beste Noten gehabt, worauf die Presse voll abgefahren war. Und jetzt dieser hier, das vierte Opfer in zehn Tagen; ein armer, harmloser Mann, der an einem Sonntagnachmittag im Park spazieren ging.

Gott sei Dank hatte McGregor den Fall übernommen. Nareys Chef, der legendäre Detective Chief Inspector Robert McGregor, hatte bereits eine Theorie. Er war der Ansicht, der Täter kopiere die Mordserie des Beltway Sniper von 2002. Damals hatte ein Irrer namens John Allen Muhammad dreizehn vom Pech verfolgte, arme Seelen in Washington und Virginia wahllos niedergeschossen. »Wir haben es definitiv mit einem Nachahmungstäter zu tun«, hatte DCI McGregor, kurz nachdem das zweite Mordopfer eindeutig identifiziert worden war, vor den versammelten Detectives verkündet, und sie hatten an seinen Lippen gehangen.

Zumindest waren die Verantwortlichen vernünftig genug, ihren besten Mann auf den Fall anzusetzen, was bedeutete, dass McGregor vorübergehend von den Glasgower Bandenmorden abgezogen werden musste. Alle wussten, dass McGregor den Fall haben wollte. Obwohl er sich nach seiner Rückkehr aus London, wo er sich auf organisiertes Verbrechen spezialisiert hatte, auch in seiner Heimatstadt der Bandenkriminalität annehmen wollte, war er wirklich scharf darauf gewesen, diesen Fall übernehmen und abschließen zu dürfen: »Wir werden ihn lösen«, versicherte er den Beamten im Besprechungszimmer.

Und jetzt kam er entschlossenen Schrittes den Abhang herunter auf seine Kollegen zu. Man konnte sich stets darauf verlassen, dass McGregor noch vor der Spurensicherung am Tatort eintraf, seiner Entourage aus Detectives vorauseilte, die erfolglos versuchten, mit ihm Schritt zu halten; groß, stark, mächtig, sein charakteristischer langer dunkler Trenchcoat flatterte im Wind. Kein Wunder, dass ihn die Boulevardpresse als »kühnen Kreuzritter« bezeichnete.

Als er McGregor näher kommen sah, richtete sich Narey

auf, bis er fast strammstand. Irgendwas hatte der Chef, das den Wunsch in einem weckte, gute Arbeit zu leisten. Fast war es, als wollte man ein besserer Mensch werden, wenn man sich in seiner Nähe aufhielt. Narey glaubte, dies sei das, was man allgemein unter Führungsqualitäten verstand. McGregor war nicht wie andere Vorgesetzte. Die machten sich nur Sorgen um ihre eigene Karriere. McGregor ging seinem Beruf ganz offensichtlich mit Leidenschaft nach, und er besaß einen unglaublichen Instinkt. Man behauptete, er denke wie ein Gangster und habe dadurch gleichzeitig das Zeug, diese höchstpersönlich zur Strecke zu bringen, auch weil er sich nicht scheute, sich die Hände schmutzig zu machen. Legendäre Geschichten umrankten ihn. Welcher Polizist hätte keinen Respekt vor einem solchen Chef?

DCI McGregor trat neben Narey und versperrte ihm mit seiner stämmigen Gestalt die Sicht. Einige Detectives waren außer Atem, nachdem sie quer durch den Park geeilt waren, nur McGregor sah aus, als wäre er gerade eben erst aus dem Wagen gestiegen.

»Jason«, sagte er, »wie geht's der Familie?« In der Frage steckte eine Herzlichkeit, mit der der jüngere der beiden Männer nicht gerechnet hatte. Schließlich gab es jetzt im Moment andere Prioritäten.

»Gut, danke, Chef.« McGregor hatte sich mit einem vierfachen Mord herumzuschlagen und nahm sich dennoch die Zeit, sich nach dem Wohlbefinden seines Assistenten zu erkundigen. Offen gestanden war Narey erstaunt, dass sich der Chef überhaupt noch an seinen Namen erinnerte, von seiner Familie mal ganz abgesehen.

»Wie alt ist Ihre kleine Tochter? Acht?«

»Ja, genau.« Narey strahlte. »Sie haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis, Chef.« Wahrscheinlich konnte sich McGregor an

alle Namen und Geburtsjahre der Kinder seiner Kollegen beim CID, dem Criminal Investigation Department, erinnern.

»Wollen Sie einen guten Rat? Genießen Sie die nächsten fünf oder sechs Jahre, danach werden Sie verrückt. Also schön«, sagte er, als fiel ihm urplötzlich wieder ein, dass sie aus einem bestimmten Grund hierhergekommen waren, »gehen Sie voran.«

Mit großem Stolz, dachte Narey und konnte sich gerade noch verkneifen, es laut auszusprechen. Stattdessen sagte er: »Passen Sie auf, wohin Sie treten, Sir. Es ist ein bisschen rutschig.« Aber DCI McGregor schlitterte bereits den grasbewachsenen Abhang zur Leiche hinunter.

»Wir sind der Spurensicherung mal wieder zuvorgekommen, stimmt's?« McGregor schnaubte. »Wahrscheinlich quälen die sich immer noch in ihre idiotischen weißen Overalls.« Darüber wurde geschmunzelt. »Dann wollen wir uns die Leiche mal ansehen, ja?«

»Keine Sorge, ich fasse nichts an«, setzte er dezidiert ironisch hinzu, als hätte man ihm unterstellt, die Leiche von oben bis unten befangen zu wollen. Keinem anderen Beamten hätte man solche Scherze durchgehen lassen, aber McGregor schon, immer wieder.

Einige Meter von dem Toten entfernt blieben sie stehen und warteten geduldig, dass McGregor einen Blick riskierte und sein Urteil verkündete. Er enttäuschte sie nicht. »Ein Mann mittleren Alters geht im Park spazieren«, setzte er an, sprach leise, wie zu sich selbst, »hat er was zu verbergen? Ich weiß es nicht. Wir sollten das prüfen. Nur weil er das Pech hatte, das jüngste Opfer des Sandyhills Sniper zu werden, heißt das noch lange nicht, dass er keine Spur aus Butter-Toffee bis auf den Rücksitz seines Rover Baujahr 75 gelegt hat, weil er kleine Kinder befummeln wollte.« Alle lachten über den

Galgenhumor des Chefs. »Aber ich will's bezweifeln. Ich vermute, wir werden feststellen, dass die arme Sau geschieden ist, was nicht von ihm ausging, und wahrscheinlich hat er dieses Wochenende die Kinder nicht. Bis seine Stammkneipe aufmacht, wusste er nichts mit sich anzufangen.«

Narey hatte so noch nicht darüber nachgedacht, plötzlich schien eines zum anderen zu passen. Der Chef hatte ein lebendiges und glaubwürdiges Bild des Opfers entworfen, und das auf der Grundlage eines einzigen Blicks. Narey kaufte es ihm vorbehaltlos ab. Warum sonst sollte ein Mann allein im Park spazieren gehen, es sei denn, er vermisst seine Kinder?

DCI McGregor zeigte auf eine zerknüllte braune Papiertüte zu Füßen des Opfers, die Narey nicht einmal aufgefallen war. »Die hat er fallen lassen, als er getroffen wurde. Die Tüte ist leer, was belegt, dass er ein anständiger, altmodischer Mensch war, dem es nicht im Traum eingefallen wäre, den Park mit der Tüte zu verschandeln, in die er das Brot für die Enten gepackt hatte.«

Wenn der Chef recht hatte, war das ein tristes Bild. Das Leben dieses armen Teufels war völlig aus den Fugen geraten, als seine Frau ihn vor die Tür gesetzt hatte, und nun war ihm nichts anderes übriggeblieben, als durch den Park zu schlendern und sich beim einheimischen Federvieh beliebt zu machen. »Ich frage mich, ob er einen Hund hatte?«, überlegte der DCI. »Könnte sich lohnen, rauszubekommen, ob einer weggerannt ist, als es geknallt hat, was mich zum Schusswinkel führt ...« Er ließ den Satz unvollendet und beugte sich vor, um die Eintrittswunde genauer in Augenschein zu nehmen. Er spähte in das unzüchtige Loch in der Augenhöhle, in der kein Augapfel mehr saß. Dabei sah er aus wie ein Golfspieler, der sich einen Überblick über einen ganz beson-

ders kniffligen Putt am achtzehnten Green von St Andrews verschafft. McGregor richtete sich wieder auf, umrundete die Bank und begutachtete nun die Austrittswunde lange und sehr genau. Anschließend kehrte er zurück, ging leicht in die Hocke und blickte noch einmal in die blutige Augenhöhle. Dann drehte er sich um und suchte die Gegend mit den Augen ab.

»So viele Möglichkeiten; die Bürohäuser mit den Flachdächern, die neuen Wohnungen und die Mietskasernen.« McGregor drehte sich zu der Leiche um, als hätte er etwas nachzusehen, anschließend sah er wieder nach vorn. »Aber ich glaube es nicht.« Er biss sich beim Nachdenken auf die Unterlippe. »Weiter weg, die Hochhäuser ganz da hinten. Was meinst du, Peter?«

DI Peter Blaine hatte zumindest den Mut, ihm halbherzig zu widersprechen. »Ich weiß nicht, Chef«, erwiderte er leise. »Scheint verdammt weit weg zu sein.«

»Könnte schon außerhalb der Reichweite liegen, aber ich wette um ein Bier und einen Schnaps, dass der Schuss von dort kam.« Die Meinungsverschiedenheit war durchaus freundschaftlich. McGregor war niemand, der seine Beamten in der Öffentlichkeit bloßstellte. »Heutzutage gibt es Gewehre, mit denen kannst du noch aus tausend Metern Entfernung jemanden erschießen. Ich würde sagen, das ist fast außer Reichweite, aber nicht ganz. Nicht für jemanden, der speziell ausgebildet wurde, ein Veteran vielleicht, aus dem Irak oder aus Afghanistan.« Mit dieser Theorie hatten sie alle gearbeitet; dass es sich um einen durchgeknallten Ehemaligen der bewaffneten Streitkräfte handelte. Einer, dem der Krieg so zugesetzt hatte, dass er jetzt Amok lief. Aus Angst vor den Reaktionen in der Presse hatten sie diese Theorie aber natürlich noch nicht

publik gemacht. »Wir sollten die Balkons da hinten überprüfen«, fuhr McGregor fort. »Sehen, ob er was liegen gelassen hat. Man weiß nie.«

»Ja, Chef«, erwiderte Blaine.

Narey starrte auf die drei Hochhäuser, auf die McGregor gezeigt hatte. Sie waren sehr weit entfernt, ragten aber hoch über dem Park auf und boten einen perfekten Ausblick auf die Bank. Es wäre leicht gewesen, von dort aus einen Schuss abzugeben und zu verschwinden, bevor jemand etwas merkte. Narey konnte sich mit Gewehren von einer Reichweite von über tausend Metern nicht aus, glaubte aber, dass sein Chef wusste, wovon er sprach. Eines dagegen war ihm klar: Die Chancen, dass in den Hochhäusern jemand mit den »Schackos« zusammenarbeiten würde, liefen gen null, egal, um welches Verbrechen es sich handelte.

McGregor musterte erneut das Opfer, sah wieder zu den drei Hochhäusern, verengte den Blick und richtete sich auf. »Meine Herren, ich denke, Sie werden feststellen, dass der tödliche Schuss dort drüben abgegeben wurde«, sagte er, zeigte auf den linken der drei hoch aufragenden Wohnblocks. Narey wandte sich nicht von McGregor ab, was sein Glück war, sonst hätte er verpasst, was als Nächstes geschah. Er hörte ein entferntes, dumpfes Knacken und zuckte zusammen, als etwas an seinem linken Ohr vorbeizischte.

Bevor sich jemand rühren konnte, traf die Kugel DCI McGregor mitten in die Brust. Er wurde nach hinten geschleudert, ein Keuchen entwich seinem Mund, gefolgt von einem Schwall dickflüssigen Bluts.

Narey blickte auf seinen Chef herunter. McGregor war auf dem Hintern gelandet, die Parkbank stützte seinen Rücken, sein Kopf sackte auf das Knie von Opfer Nummer vier, er

hatte die Augen weit aufgerissen, und ein Ausdruck reinen Entsetzens trat auf sein lebloses Gesicht. Der für ihn so typische schwarze Trenchcoat hing im Matsch.

»Verfluchte Scheiße!«, schrie jemand, und dann brach die Hölle los.

Newcastle – ein Jahr später

Wie es sich für einen Pornokönig gehörte, war der legendäre Peter Dean völlig auf den Hund gekommen. Nach einem weiteren spektakulären Hustenanfall stützte er sich auf das verkratzte Waschbecken, in das er gespuckt hatte, und betrachtete sein müdes, faltiges Gesicht in dem alten Badezimmerspiegel. Er starrte auf sein ungewaschenes, graubraunes Haar und den gnadenlos immer höher wandernden Ansatz. Inzwischen hatte sich schon eine richtige Schneise geöffnet. »Herrgott noch mal«, nuschelte er angesichts der kahlen Stellen und fragte sich, ob er für eine Haartransplantation vielleicht schon zu alt war. Er nahm seine aschfahle Gesichtsfarbe und seine wässrigen Augen zur Kenntnis. »Zu viele Kippen«, stellte er düster fest und griff unwillkürlich nach dem Päckchen, strich mit zitternden Händen ein Streichholz mehrmals an, bis es endlich brannte. Dean nahm einen wohltuenden Zug, blies den Rauch aus, absichtlich direkt an den Spiegel, so dass sein Bild völlig eingenebelt war.

Dann schlappte er in den Wohn- und Schlafräum seiner Einzimmerwohnung, der ihm gleichzeitig als Büro diente, setzte sich auf den alten kaputten Sessel und versuchte, die Kälte zu ignorieren, indem er sich die Arme um den Brustkorb

schlang. Er vermied es möglichst, Geld für Luxusgüter wie Heizung auszugeben, und fragte sich jetzt, ob er noch einen zweiten Pullover überziehen sollte, wobei er sich zum tausendsten Mal einredete, zum Schluss würde doch noch alles irgendwie gut.

Das war nicht immer so gewesen. Es gab mal eine Zeit, in der er gemeinsam mit Bobby Mahoney und seiner kleinen Filmproduktionsfirma gutes Geld verdient hatte; sehr gutes Geld sogar. Aber damals war Bobby auch noch ein aufstrebender Gangster gewesen, der sich mit ein paar bewaffneten Überfällen hier und ein bisschen Schutzgeld-erpressung da, mit Gras und Nutten durchs Leben schlug – lange bevor er die gesamte Stadt unter seine Kontrolle brachte. Ende der siebziger Jahre war Peter ein angesagter Mann in Newcastle und, so schwer vorstellbar das heute auch ist, dem Mann, der später die größte Verbrecherorganisation von Tyneside leitete, auf Augenhöhe begegnet. Damals war er Mahoneys Mann für alle Sorten von Pornos und Sexspielzeug gewesen.

»Angel Productions« hatte als Schmalfilmvertrieb angefangen, mit großen unhandlichen Filmspulen, die auf laut ratternden Projektoren liefen und Bilder auf Leinwände oder für ein weniger anspruchsvolles Publikum auch direkt an eine weiße Wand warfen. Peter hatte Erfolg, weil sein Material krasser war als das Zeug, das die Westernfans unten in Soho so liebten. In Kinos konnte man das kaum zeigen. Das war die Zeit, als man sich, vorausgesetzt, man hatte überhaupt den Mumm dazu, *No Sex Please, We're British* oder *Confessions of a Window Cleaner* ansah und Robin Askwith für den Gipfel des Unanständigen hielt. Den meisten ging das natürlich auch schon zu weit, aber Peter versicherte Bobby: »Da draußen wird es immer Leute geben, die schmutzigen,

echten Sex sehen wollen.« Für Peter waren diese Leute wie Manna, das vom Himmel fiel.

Vor der Einführung des Internets war es verpönt, verboten und teuer, echten Menschen beim Sex zuzusehen, und Peter Dean war der Mann, der es möglich machte. Er verkaufte seine Filme unter dem Tresen seines Studios oder in den Hinterzimmern von Bobbys Pubs, und sie hatten ihren Preis. »Wenn du die mit nach Hause nimmst«, sagte er, »versteckst du sie vor deiner Frau, vor deinen Kindern und vor der Polizei. Du kennst mich nicht. Du bist mir nie begegnet, hast du verstanden?«

Heutzutage sieht man im Internet hundertmal härtere Pornos, als die alten Filmchen es waren, und allesamt sind sie kostenlos. Deshalb lebt Peter Dean heute in sehr bescheidenen Verhältnissen, in einer dreckigen Mietwohnung über einer Videothek, wobei er sich der Ironie gar nicht bewusst zu sein scheint.

Peters Abstieg kam schleichend. Zunächst hatte er sich als ehemaliger Schmalfilmkönig dem VHS-Zeitalter ausgezeichnet angepasst, seine Filme wurden verdorbener und fieser, und er stellte fest, dass er immer mehr davon absetzen konnte. Irgendwann führte er sogar eine Reihe großer Läden, was er unter anderem auch Bobbys Großzügigkeit zu verdanken hatte. Bobby Mahoney stellte sicher, dass Peter immer genug Bargeld hatte, um die Mädchen zu bezahlen und Filme zu drehen, die in den schwarzen Plastikkassetten damals absolut handlich und heute, im digitalen Zeitalter, unglaublich unförmig wirkten. Das Material bestand in der Regel aus körnigen Aufnahmen von »schönen Nachbarinnen«, die erbärmlich schlecht strippten und anschließend halbherzig an sich herumspielten, bis endlich ein Fensterputzer auftauchte, sie erwischte und »bestrafte«, und zwar

so, wie er es für richtig hielt, nämlich mit einem guten harten Fick. Bobby Mahoney finanzierte Peter über lange Zeit, weil er wusste: Wo Sex ist, gibt's auch Geld.

In den achtziger Jahren war Peter steinreich. Er hatte Autos, ein großes Haus, und er feierte legendäre Partys mit echtem Champagner und Drogen vom Feinsten. »Reiner bolivianischer Stoff!«, versicherte er allen.

Wo es Geld, Drogen und Partys gibt, gibt es auch Mädchen, und auch davon bekam Peter mehr, als ihm rechtmäßig zustand. Er konnte sie sich aussuchen – und nicht alle waren Pornosternchen, obwohl er sie natürlich ausnahmslos »vorsprechen« ließ. »Bevor ich Zeit, Mühe und Material auf dich verschwende, musst du mir schon zeigen, was du draufhast, Schatz«, erklärte er mit ernster Miene. Ein paar verzogen sich daraufhin, die meisten aber ließen ihn schulterzuckend gewähren. Kein einziges Mädchen tauchte je in Peters Filmen auf, ohne sich zunächst auf seiner Casting-Couch bewährt zu haben. »Keine schlechte Art, Geld zu verdienen«, vertraute er Bobby augenzwinkernd an.

Irgendwann war es aber vorbei mit dem schönen Leben, und seit der Einführung der DVD hatte Peter es sehr viel schwerer. Das Zeug, das er auf den Markt warf, wirkte urplötzlich überholt und peinlich. Er war loyal, vielleicht sogar ein bisschen zu loyal, denn er blieb denselben Mädchen treu, die er in den Achtzigern in knappen Schuluniformen hatte auftreten lassen und die er jetzt für seine »Gelangweilte Hausfrauen«-Serie »neu erfand«. Seine Hausfrauen wirkten jetzt allerdings sogar gelangweilt, während es ihnen der Fensterputzer auf dem Küchentisch besorgte. Die Verkaufszahlen sanken ins Bodenlose, und bei »Gelangweilte Hausfrauen 14« musste er sogar draufzahlen, was in der Pornobranche praktisch unmöglich ist.